



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Junius: Walther Ratenaus gesammelte Schriften

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Walther Rathenaus gesammelte Schriften



or langen Jahren hat einmal ein witziger Kritiker gesagt, er wette darauf, der Verfasser von Auerbachs Dorfgeschichten trage eine Perücke. Darüber belehrt, daß der Autor eine wohlausgesprochene Glaze zur Schau trage, erwiderte er: „Dann ist's sicher eine falsche!“

Die gesammelten Schriften Rathenaus drängen mir die Überzeugung auf, daß der Autor Junggeselle ist, nicht Weib noch Kind hat. Ich wette.

Bitte sehr! Man hat Schopenhauers Junggesellentum mit seiner Philosophie in Beziehung gesetzt, weshalb soll dies nicht auch Rathenau sich geschehen lassen? Sollte Rathenau nicht wie Schiller eine Lotte oder wie Barnhagen van Ense eine Rahel haben? Einfach ausgeschlossen! Ich wette.

Der Junggeselle kennt das Leben nur halb. Des Daseins stärkste Erhebungen und Hemmungen erfährt er nicht im Innern und nicht am Äußern. Er versagt dem Gemeinwesen die Hauptpflicht des Bürgers, eine Familie zu gründen. Es fehlt ihm an Ergänzung. Er verliert Maßstäbe, und für vieles, das rein menschlich ist, gewinnt er kein Verständnis.

Alle Probleme dieser Erde hat Rathenau gestreift und einige mehr, nur dieses nicht. Irgendwo hat er Malthus' Lehre verrucht genannt. „Das Wort ist wie im Meer ein Pfad, doch tiefe Wegspur läßt die Tat!“ Geistiger Führer der Nation dürfte nur ein Mann sein, der mindestens drei Kinder sein nennt. Vielleicht kommt es einmal so weit, daß man einen Geheimbden Rat, so in Zukunft diese interessante Spezies nicht ausstirbt, einen wüsten Streber nennt, weil er neun Kinder erzeugt hat.

Auch folgendes ist deutlich erkennbar: der Weg seiner Gedanken führt nicht aus dem Kopf durch die Hand aufs Papier, sondern über die Zunge zum Stenographen, Maschinenschreiber, Diktaphon.

Die technischen Fortschritte der Gedankenübertragung verwässern unsere Literatur böß. Was leise rieseln sollte, wird oratorisch zu Bächen angeschwellt. Der Redner lebt sich aus und berauscht sich am Klang seiner Worte. Das Stauwehr ist geöffnet, mag es dahinströmen von 10 Uhr bis Mittag und von 5 bis 7 Uhr abends. Sind es nicht Worte, so doch wenigstens Wörter. In den Atempausen regt der bewundernde Augenaufschlag des Schreibers zu neuem Aufschwung an, und es plätschert weiter.

Auch im öffentlichen Dienst und im Geschäftsleben dieselbe Verdünnung. Es ist so bequem, sich nicht konzentrieren zu müssen. Man nimmt sich keine Zeit mehr zur Kürze. Die Kursive wird langatmig. Phrase und Schwulst stellen sich ein.

So diktiert auch unser Philosoph seine tiefgründigen Gedanken mit einem Aufwand unnötiger Kraftentfaltung, den er als Verehrer Taylors und oberster Einsteller unserer Wirtschaft zu verwerfen der erste sein müßte. Er bedarf einhundertfieben Worte, die genau eine halbe Buchseite füllen, um den folgenden Gedanken auszudrücken: Tradition ist als Trägheitsmoment berechtigt zur Erhaltung einer labilen Gemeinschaft; ihr zum Altersstillstand führendes Überwuchern kann nur durch Idealismus und Schwungkraft verhütet werden.

Aufs lebhafteste erinnert Rathenaus oratorisches Schrifttum an die Künste jener Improvisatoren seligen Angedenkens, die noch vor vierzig Jahren die Vortragssäle zum Schaudern unsicher machten, sich aus allen Ecken des Saales Worte wie Aurora, Maikäfer, Seelenfrieden, Pfeffer, Heringsalat, Nihilismus als Rosinen aufs Podium in den wohlvorbereiteten Teig schleudern ließen, um dann das Schnellgebäck als hochpoetisches, gedankenreiches, formvollendetes Sonett, gepriesen von der gesamten Tagespresse, dem vor Entzücken wiehernden Publikum an den brettreichen Kopf zu werfen.

Auch eine andere Erinnerung wird wach an den längst verschollenen Stammtisch, allwo ein rühriges Mitglied der jetzt von Rathenau mit Vertilgung bedrohten

fundschaftbesuchenden Gilde, von vorschmeckenden Freunden den Tischgenossen als Redegewaltiger gerühmt, nach Aufziehen des Käberwerkes je nach Wunsch und Begehr über Seidenraupenzucht, Monroedoktrin, Arabische Kultur, Raffael, Prohibitivzölle, Prager Frieden oder Schinken, Abfuhr und Kanalisation gedankenschwere Vorträge hielt. Solane Polyhistoren geboten über einen erstaunlichen Wortschatz und verstanden es, ihre Hörer durch tiefe Sprüche zu fesseln, etwa so: „Die Schritte der Menschheit sind nicht bezeichnet durch die ausgebrannten Schlacken negativer Wahrheit, sondern durch die Monumente des schönen organischen Irrtums, der in der Tiefe seiner Notwendigkeit lebendige Wahrheit birgt“ oder „Des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen, ist Tugend und Begriff“.

Im Gange zum Geistigen klettert der mindestens zweifelige Rathenau zu den Schultern Gerharts empor, im Drange zum Wirklichen rankt er sich an Emil dem Vater hinauf. Als ob er nicht Mannes genug wäre, auf eigenen Füßen zu stehen! Pietät in Ehren! Doch zur Widmung an Gerhart bringt die Grabrede auf den Vater einen zweiten falschen Ton in die Symphonie. Diese Rede hätte nicht gehalten werden und, wenn gehalten, nicht in die Schriften aufgenommen werden dürfen. Der Sohn mag des Vaters Andenken im stillen Herzen ehren, nicht aber in der Trauerversammlung mit tönenden Worten. Denn er ist der Hauptleidtragende und geistige Erbe, dem das Lob des Vaters, selbst aus berufenstem Munde, die Scham der Seele verlegen müßte, ihm, der als Opfer der Konvention geduldig stillzuhalten hat. Statt dessen aus Sohnesmund ein mit ciceronianischen Floskeln ausgestatteter, wohlgeründeter, in breiten Schwaden dahinrauschender, mit Jesus beginnender und mit Moses endender, in priesterliche Segnung ausklingender schmalziger Sermon. Ach, unter dem ärmlich kurzen Philosophenmäntelchen kommt bei jedem Schritt das goldbordierte weichgefütterte Wams des Herrn Präsidenten zum Vorschein, dem sein königliches Schloß nur Wert hatte, wenn es „Königlich“ blieb. Vanitas vanitatum vanitas! Die vom Autor unterdrückten „Impressionen“ und „Reflexionen“ hätten höheres Anrecht darauf gehabt, an dem Reigen teilzunehmen als diese eitle Grabrede und die wieder aufgetischte abgeschmackte, abstoßende, hölzerne, humorlose Erzählung von der Resurrection Company, die uns zeigt, wie fäuleth Rathenau den Yankee doodle zu singen versteht.

Rathenau widmet sein Buch „Zur Kritik der Zeit“, das die gesammelten Schriften eröffnet, Dir, Gerhart, dem Dichter unseres Zeitalters. Es mag manchen urteilsfähigen Kopf unter uns geben, der den Dichter etwas weniger hoch einschätzt. Was Rathenau in dieser snobbischen Widmung von Ausführlichkeit und „Überredungskunst des dialektischen Beweises“ spricht, die beide seinem Buche fehlten, kann er dies ernsthaft denen ins Gesicht sagen, die sich im Schweize des Angesichts durch das Gefirrup Rathenauischer Dialektik und Rhetorik hindurcharbeiten und den Weizen aus der Spreu suchen? Diese Bescheidenheit ist ein schlechter Witz des Autors, vielleicht der einzige gute Witz, Witz überhaupt, in dem einförmig unaufhaltsam dahin quellenden, gluckenden, plätschernden Strom üppiger Beredsamkeit. Hauptmann und Rathenau haben ein gemeinsames: sie sind zuweilen stärker als die deutsche Sprache. Sie sündigen. Wie Gerhart sündigt, davon ein einziges Beispiel. Wir beugen das gute deutsche Grundzahlwort „zwei“ im Hochdeutschen schon lange nicht mehr. In der Heimat Hebel's geschieht es wohl noch und mutet uns herzlich an. „Der arme Heinrich“ spielt im Schwarzwald, da soll altertümliche Beugung Zeit- und Drifarbe geben. Aber wie? Hauptmann sagt „zween Jahre“, „zween Opferkerzen“, „zween Gestirne“, „zwei Nächte“. Da lachen die Quartaner der deutschen Gymnasien und die Hühner auf den Bauernhöfen um Lörach. Sie wissen: es heißt „zwei Jahre“, „zwo Opferkerzen“, „zwei Gestirne“, „zwo Nächte“. Wie unus, una, unum und duo, duae, duo beugt sich zween Jünger, zwo Frauen, zwei Kinder. Anders ist falsch und doppelt falsch, wenn Hauptmann zwischen „zween Jahren“ und „zwei Jahren“ willkürlich abwechselt.

Abelste Sprachpreikerei, die der dramatischen Ballade Hauptmanns Gepräge gibt und feinerem Empfinden das ganze Werk verleidet. Verstimmte Saiten

begleiten die Widmung an den Dichter und tönen durch die Schriften Rathenaus. „Lassen Sie sich ein Schälchen des duftenden Trankes der Levante gefallen!“ so boten in der guten alten Zeit die Hausfrauen Gustav Freytags den Gästen eine Tasse Kaffee an. Solche präziöse Umschreibungen mögen noch vor dreißig Jahren erträglich gewesen sein, heute sind sie nur im Lichte der Literaturgeschichte; dieser aber gehört Rathenau noch nicht an.

Stammtischtöner, Festredner, Heilsarmeeesendlinge, Hohepriester, Propheten tragen ihren Schwulst und Glanz in Rathenaus Schriften zusammen. „Steigen wir hinab in die Schächte unseres unberührbaren innersten Bewußtseins, so finden wir die dunklen Tiefen nicht leer; wir kehren heim mit der Gewißheit des Unendlichen, der Gottseite der Schöpfung, mit der Verkündung des Berufes unserer Seele, unserer überintellektualen Mächte und mit dem Geheimnis des Seelenreiches“, — „daß alles irdische Handeln und Zielen in dem einen Sinne seine Rechtfertigung findet, in der Entfaltung der Seele und ihres Reiches“, — „die schwere Erkenntnis, daß wir nicht zum Glücke streben, sondern zur Erfüllung, daß wir nicht um unserwillen leben, sondern um des Gottes willen“. — „Wage es, ihn (den heißen Drang der Seele) und nicht das erdachte Absolute zur temporären Achse unseres Erlebens zu erwählen, so gewinnt das Dasein seinen Sinn zurück“. — „Der Mensch selber, ungeläutert durch Fall, Bewußtheit und Aufstieg, bleibt im Seelenhaften ungeboren“. —

Das schwirrt und blubbert und blaggert so von Seele, Verkündung, Erfüllung, Erlösung, innerm Erleben, Gottesreich, Schöpferkraft, daß mir für die Verstandeskraft der Direktion einer Gesellschaft bang wird, der der Herr Präsident die Ausschüttung einer Dividende von 25% und die Verteilung eines Bonus von 20% in adäquatem Stil gebietet.

Neben dem Schwulst zahlreiche sprachliche Nachlässigkeiten und Gewalttätigkeiten. Statt „betäuben“ sagt Rathenau „täuben“ („täubt die Ohren“); „starren“ braucht er als transitivum im Sinne von „zur Erstarrung bringen“ („die Kälte des Glends starrt alle Keime“); statt „geistig“ sagt er „geistlich“ („die heiligen Quellen geistlicher Erhebung“); für „Verschiedenartigkeit“ setzt er „Bieldeutigkeit“. Der Feldgraue führt nicht Handgranaten sondern „Wurfgeschosse“ (Schälchen des duftenden Trankes der Levante). Was mag „Wirkung der Meereskettung“ sein? Dies ist nur auf gewundenen Wegen zu ermitteln. „Vergangenheit“ klingt dem Rhetor zu trivial; daher spricht er vom „Reiche der Gewesenheit“. In der feierlichen Stunde des Abschiedes wendet er sich nicht an die Jugend sondern an die Jugend er sich (kurial: an Euere Exzellenz ich mich). Dem falschen Pathos wird der Sinn geopfert: „Dem Feinde ziemt uns ins Auge zu blicken“. Wem ziemt, was zu tun? Umgekehrt wird ein Schuh daraus. „Es ist Zeit, daß die Kleinen und Gerigen reden, bevor die Steine und die Gräber ihren Mund aufstun. Und da ich unter den Gerigen ein Gerigster bin, so will auch ich meine Stimme erheben, so schwach sie ist“. Wer kann diese Bescheidenheit eines Mannes für echt halten, dem nach seinem eigenen Zeugnis „die bewußte Schöpfung einer neuen Wirtschaftsordnung“ gelungen ist, „die nicht vergehen kann und alle künftigen Wirtschaftsreformen in ihrem Schoße trägt“? Und dies alles, wie Rathenau in chinesischer Selbstverkleinerung hinzufügt, „durch das geringe Werkzeug meines Kopfes“. Also sprach Walther und unterschätzte sich und uns, seine Leser, denn in jeder Perspektive werden wir der Kürze seines Mäntelchens gewahr. —

Sollte ich dem Schriftsteller unserer Zeit mit schneidender Kritik nicht bitter Unrecht tun? Reibe ich nicht an der Oberfläche statt in der Tiefe zu schürfen? In des Wesens Kern einzudringen? Zeugen nicht zahlreiche Auflagen von Bedeutung und Bedeutsamkeit des epochalen Autors? Ist es recht, anständig und geschmackvoll, als hinkender Thersites polternd hinter dem hohen Agamemnon herzulaufen?

Gemach! Ich bin noch nicht zu Ende. Nachdem menschliches — allzumenschliches abgetan ist, wünsche ich auch den Vorzügen des Schriftstellers gerecht zu werden, den ich für eine hervorragende, die markanteste Erscheinung unserer

Zeit halte, für eine Intelligenz, der unter uns Lebenden in Deutschland ein Gegenbild kaum zur Seite gestellt werden kann.

Der Erfolg seiner Schriften kann mir nicht imponieren. Wir kennen ja unsere lieben „Lese-“ und ihre Bibliotheken. Gefauft — doch auch gelesen? Daran liegt's. „Wer wird nicht einen Klopstock loben usw. Rathenau ist Mode für gewisse große Kreise, vielleicht heute schon die Mode von gestern. Mein Tadel galt dem Prangen mit Worten, dem Klingeln mit Wörtern, dem in verstiegener Romantik reale Ziele umnebelnden Aethetentum, der hemmungslos ins Kraut schießenden betäubenden Beredsamkeit.

Doch Rathenau kann es auch anders, ganz anders. Es klingt wie ein Wunder, ist aber keines. Rathenau als Industriegewaltiger, Bankmann, Organisator, Ingenieur, Naturwissenschaftler, Realpolitiker, Volkswirt, Soziologe, Philanthrop, Philosoph, Ethiker, Ästhet, Dichter — welche Seite seines Daseins wird zum Vorschein kommen, welches Metall oder welche Legierung wird er einschmelzen, wenn ihn in glücklich-unglückseliger Stunde geheimnisvolle Kraft zum Schöpfen zwingt, oder wenn er sich kühlen Herzens daran begibt, zu bearbeiten, was ihm ins Haus geschafft wurde, Wachs zu kneten oder Stein zu behauen, geschäftsmäßig, mit mehr oder weniger innerm Anteil? Wer den holden Wahnsinn des Schaffens an sich selber erfahren hat, der kennt diese Unterschiede und ihre Auswirkung. Der weiß auch, daß oft ein einziger Satz, dem Hirn eingebrannt in einsamer Nacht oder in wogender Versammlung, mit mathematischer Schärfe oder mit Blüten und Ranken eingeformt und obenan gestellt, bestimmend sein kann für Gestaltung, Ausdruck und Inhalt bis zum letzten Schlüsselpunkt. Und da dem Künstler niemals mehr dieselbe Stimmung gedeiht, so mutet ihn schon bald nach Vollendung sein eigenes Werk fremd an; nach Jahren betrachtet er es vielleicht mit lächelndem Mißbehagen wie Goethe seinen Elfenor, Rathenau seine Impressionen und Reflexionen.

Geschöpftes und Emporgepumptes! Daran liegt's. Rathenau ist ein Former und Seher, ein Dichter. Er unterliegt dem Gesetz: für Gedanken von innerer Notwendigkeit findet er straffen, manchmal lessingischen Ausdruck; wo der elementare Drang, die tiefste Überzeugung fehlt, da schöngeistert, schönredet, schwulstet er, da wird er ein Opfer der Proteusnatur, die Geburt, Erziehung und Leben seinem überschwappenden Können und Wollen zugeteilt haben. Da kann er einem Größeren nachsprechen: „ich schlepe noch so vieles mit, das ich nicht loswerden und kaum verarbeiten kann. Indessen bleibt mir nichts übrig als auf diesem Strom mein Fahrzeug so gut zu lenken als es nur gehen will.“ Schiller sagt irgendwo, daß die Reinheit des Silbenmaßes zu einer sinnlichen Darstellung der innern Notwendigkeit des Gedankens diene, während eine Lizenz gegen das Silbenmaß eine gewisse Willkürlichkeit fühlbar mache. Ob dies Kunstgesetz von damals heute noch Geltung hat, mag dahin gestellt bleiben; für Prosa gilt als ewige Regel, daß Klarheit und Prägnanz glaubhaft wirkt, rhetorischer Schwall unglaubhaft, so unglaubhaft wie die Verteidigungsreden jenes vor einigen Jahrzehnten bekannten Berliner Rechtsanwaltes, der seine stärksten Register nur ziehen konnte, wenn ihm die Schuld des Klienten offenbar war.

Unvergleichlich in seiner Einfachheit und Überzeugungskraft ist der kurze Aufsatz „Schule und Bildung“. Besser kann man das „Lehren“ nicht charakterisieren als mit den Worten Rathenaus; es bestand (und besteht heute noch) aus drei Teilen: 1. dem, was man durchnehmen nannte, 2. dem, was der Schüler für sich zu Hause zu besorgen hatte, 3. dem Überhören und Kontrollieren. Der Aufsatz „Geschäftliche Lehren“ enthält Goldkörner. Die Leitsätze sind geradezu klassisch. So zum Beispiel: Verlange, daß jeder deiner Leute einen Stellvertreter, keiner einen Adjutanten halte. — Bei Streitigkeiten deiner Leute haben beide Unrecht. — Der Mann, den du an die Spitze eines Geschäftes stellst, mag sein, was er will, Jurist oder Techniker: bewährt er sich, so ist er Kaufmann. — Ein Direktor, der konstruiert, ist unbrauchbar; als Direktor sicher, meist auch als

Konstrukteur. — Wer sich beklagt, daß er zuviel zu tun hat, beweist, daß er nicht organisieren kann; wer dagegen zu wenig zu tun hat, beweist, daß er überflüssig ist.

Am—thesten ist Rathenau da, wo er sich eine Larve vorbindet, in dem Aufsatz „Zur Physiologie der Geschäfte“. Wie Goethe als Tasso und Antonio, als Clavigo und Carlos sich selbst manifestierte, so erscheint Rathenau als Keffe und Onkel. Der Regierungsassessor Dr. F. W. Schulze von der Mühl gibt Aufzeichnungen seines verstorbenen Oheims, des russischen Etatsrates Nikolaus von der Mühl heraus, nicht ohne zum Ausdruck zu bringen, daß er, aus den Voraussetzungen seines Berufes, sich mit einer Anzahl der Theoreme nicht zu identifizieren vermöge. Im Jahre 1901, als die kleine Schrift zum erstenmale veröffentlicht wurde, hat Rathenau die Zeit noch nicht für gekommen erachtet, seine Gedanken mit dem eigenen Namen zu decken. Und um sich doppelt zu salbieren, wandte er den in der Literatur nicht selten geübten Trick des doppelten Pseudonyms an. Sicherlich mit erhöhender Wirkung auf den Leser. Noch eine andere Beziehung kommt zum Vorschein: der Etatsrat ist nicht nur Walther, er ist auch der auf den Sohn überstrahlende Emil Rathenau. Die Krallen des alten und die des jungen Löwen: Die Tüchtigen, Fähigsten und Gewissenhaftesten sollen auch die Begüterten sein. — Es gibt nichts Betrübenderes als die Erkenntnis, daß wir der Plutokratie rettungslos verfallen sind. — Große Vermögen entstehen weder durch Spiel noch durch Arbeit, sondern durch tausend und tausend unfreiwillige Hände, die dem Fronherrn Goldhausen türmen. — Bedürfnisse erkennen und, Bedürfnisse schaffen, ist das Geheimnis alles wirtschaftlichen Handelns. — Alles, was wir emit dem Blick auf ein bestimmtes Ziel beginnen, Roman, Bild, Arie Diner, ist ein Geschäft.

Diese kleine Blütenlese der Prägnanz des Geschäftsmannes und Ingenieurs im Gegensatz zu dem Wortgetöse, das der Rhetor und Philosoph glaubt erheben zu müssen. Mit den Schriften Rathenaus im ganzen, namentlich mit seinen Wirtschaftslehren sich auseinanderzusetzen, die durch ihre erquickende Einseitigkeit den Autor uns menschlich näher bringen, das überlasse ich anderen. Es ist hierin schon genug geschehen. Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt —

Mit kostbaren Gütern und Mittelwaren, sperrenden und dichten durcheinander, von hohen und geringen spezifischen Gewichten; ist Rathenaus Schiff befrachtet und schwimmt auf der mangelhaft verstaute Ladung. Zum Unsegen wird Universalität, die in die Arena hinabsteigt, Ewigkeits-, Menschheits- und Tagesfragen zu lösen, zu allem ihren Senf zu geben. Wie sagt doch von der Mühl-Rathenau? „Gefährlich ist allgemeine Bildung; ich kenne nur wenige, die über den Schatz ihrer Kenntnisse nicht gestrauchelt sind.“

Nichts ist Rathenau ringendem, zum Lichte empordrängenden Geiste versagt geblieben. Blut, Erziehung, Vorbild, Verkehr, Macht, Reichtum, Weltbürgertum, jüdische und germanische Kultur wirken in diesem weisen Zweckmenschen zusammen und formten aus dem Manne der exakten Wissenschaften einen Romantiker und Eklektiker, aus dem wir nicht klug werden können, weil wir, ebensowenig wie er selber, Gefäße genug haben, die Fülle seines Reichtums an Gedanken, Wahrheiten und Irrtümern sortierend zu bergen.

Junius.



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Nieterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35 a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Nieterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bügow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35 a.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Defauer Straße 89/87.